

Schöpfungsmythen: eine Vignette in Worten

Vortrag mit musikalischer Rahmung, Montforthaus, Feldkirch (Österreich)

27. Febr. 2015

Schöpfungsmythos der Maori. Die Maori sind ein Kriegervolk in Neuseeland am Rande des Pazifischen Ozeans, und dennoch oder gerade deshalb erzählen sie erstaunliche Mythen von hoher Abstraktion. Wir hören also aus dem Schöpfungsmythos der Maori, aufgezeichnet schon im 19. Jhdt.

Erstes Weltzeitalter: Gedanke

Aus der Empfängnis das Wachstum

Aus dem Wachstum der Gedanke

Aus dem Gedanken die Erinnerung

Aus der Erinnerung das Bewusstsein

Aus dem Bewusstsein das – Verlangen

Zweites Weltzeitalter: Nacht

Die Welt gebar ihre Frucht

Sie wohnte im schwachen Schein

Sie gebar die Nacht

Die große Nacht, die lange Nacht,

tiefe Nacht, hohe Nacht

Feste Nacht, anzufassen

Nicht mit Augen zu sehen

Die Nacht, der Tod

Drittes Weltzeitalter: Licht

Aus dem Nichts die Empfängnis

Aus dem Nichts das Wachstum

Aus dem Nichts die Fülle

Kraft des Wachstums, lebender Atem

Er wohnte im leeren Raum

Und schuf die Luft über uns

Das große Firmament war voll der ersten Dämmerung

Und der Mond sprang hervor

Und Hitze erfüllte die Luft

Und die Sonne sprang hervor

Sie sind die Augen des Himmels

Und die Himmel wurden licht

Morgendämmerung Morgenlicht

Mittagslicht helles Licht des Tages

Schöpfungsmythos der Maori. In den folgenden Geschichten des traditionellen Zyklus wird erzählt, wie Himmel und Erde ganz dicht beieinander waren, und erst einmal getrennt werden mussten, damit die Welt der Menschen entstehen konnte.

Mythen sind Geschichten vom Ursprung. Sie erzählen nicht einfach, was einmal war, sondern was immer ist. So hatte ein berühmter neuplatonischer Philosoph, Sallust (nicht mit dem Historiker zu

verwechseln), den Mythos definiert: was niemals war, aber immer ist. Mythen können nicht übersetzt werden in eine nichtmythische Sprache, wohl aber umspielt und erklärt. Sie konkurrieren nicht mit naturwissenschaftlichen Konzepten, sie konkurrieren aber sehr wohl miteinander. Das tun sie, in dem sie verschiedene Welten ausspannen und uns fragen, in welcher wir uns wiederfinden, in welcher wir uns beheimaten können. Mythen schaffen Heimat, sie beheimaten uns im Universum. Ihr Symbolkosmos beschreibt und schafft eine je eigene Welt, in der wir leben, arbeiten, uns imaginativ einrichten können. Schöpfungsmythen leisten das in besonderer Weise, indem sie Geschichten über das Ganze der Welt sind.

Am Anfang ist oft eine Leere, ein Nichts, ein Chaos, bei vielen Völkern dargestellt als ein großes Meer. Bei den Maori war es der Gedanke, der im großen Nichts stufenweise das Verlangen schafft, aus dem Nacht und Tag entstehen, die Nacht zuerst, der Tag danach. Bei den Griechen war es das Chaos und dann die Erde, die den Himmel gebar, Gaia den Uranos. Mit diesem hatte sie viele Kinder, die Titanen, gewaltige Wesen der Urzeit. Aber Uranos hasste seine Kinder und wollte sie töten. Gaia verhinderte das, indem sie Kronos, der gleichzeitig ihr Sohn wie ihr Enkel war, dazu brachte, Uranos zu kastrieren, und selbst die Herrschaft über die Götter zu übernehmen. Kronos vollführte diese Entmachtung des Vaters mit einem Feuersteinmesser, als dieser sich Gaia nahen wollte. Ein gewaltsamer, grausamer Zug ist in Schöpfungsmythen überraschend häufig. Aber auch ganz andere Arten von Geschichten finden wir. Bei den alten Völkern Nordeuropas und Nordasiens ist es meist ein Vogel, der die Erde vom Grund dieses Meeres heraufholt, sie wird nicht geschaffen, sondern sozusagen gefunden. Vielfach ist es ein Trickster, eine listenreiche, weder gute noch böse, aber verschlagene, unberechenbare Gestalt, der die Hauptarbeit bei der Schöpfung zukommt. So meist bei den indianischen Völkern Nordamerikas. Ein Rabe, ein Fuchs, ein Coyote, ein Bär, eine Ratte nehmen eine solche Funktion ein.

Das feierliche Erzählen der Schöpfungsgeschichte, eventuelle ihre theatralische Inszenierung, sind bei Völkern wie den Hopi der Höhepunkt des sakralen und rituellen Jahres.

Diese erzählen im Südwesten der USA wie folgt: Huruing Wuuti – die Spinnenfrau – schafft aus ihrem Speichel und allerlei buntem Sand – den gibt es im Land in unendlicher Menge – die Menschen. Diese Menschen leben an einem Ort tief im Inneren der Erde. Sehr verschiedene Geschichten erzählen nun, wie diese Menschen sukzessive an die Oberfläche der Welt gekommen sind, wo sie heute leben. Manchmal ist es ihnen im Inneren der Erde einfach zu dunkel und eng, und sie kriechen nach oben. Oder aber ein Bösewicht, Zweiherz, stiftet Unruhe und Misstrauen, und sie vergessen ihre religiösen Riten. Der Himmelsgott in seinem Zorn zwingt sie dann ans Tageslicht und zerstört ihre unterirdischen Höhlen. Meist sind es vier verborgene Welten, durch die sie kommen müssen, um ihre neue Heimat auf der Erde zu finden. Die Menschen lernen jedoch in diesen verschiedenen Welten nichts Rechtes hinzu, immer aufs Neue wiederholen sie die gleichen Fehler, verfallen in Kriege, Streit und Promiskuität. Die dritte dieser Welten wurde durch eine Sintflut vernichtet, aber Tiere und Vögel halfen einigen wenigen Menschen zu entkommen und einen Ausgang zu finden, der sie in eine höhergelegene Welt führen würde. Diese Vorstellung des Ausganges, des Überganges zwischen tieferen und höheren Welten – „sipapu“ - spielt dann im Ritus der Pueblo-Bewohner eine zentrale Rolle. Er wird symbolisch durch ein kleines Loch im Boden des zentralen Heiligtums im Pueblo dargestellt, durch das gerade mit Mühe ein Mensch hindurchschlüpfen kann. Hier in unserer Welt, der vierten (manchmal der fünften), in welche die Menschen kamen, war es das göttliche heilige Wesen Masauwu, der Skelettmensch, der ihnen zu Hilfe kam, und sie konnten eine neue Heimat finden. Masauwu ist der Herr des Feuers und des Todes, oft er trägt er eine schrecklichen Maske, aber er ist nicht böse, ganz im Gegenteil. Gerade dieser Gott von schrecklicher Schönheit hilft den Menschen, eine wirkliche und stabile Bleibe zu finden. Auch hier kommen die Menschen nicht allzu gut weg: sie wiederholen immer wieder die gleichen Fehler, können aber doch mit göttlicher Hilfe eine dauerhafte Heimat finden.

Wir merken rasch, dass Schöpfungsmythen sich zwar ähneln, aber doch Wirklichkeit in sehr verschiedener Weise deuten. Sie sind heilige

Geschichten, und doch oft auch spielerisch, fantasievoll. „Am Anfang“: aber was dann kommt, ist oft sehr überraschend.

Der biblische Mythos erzählt von Gottes Geist, der wie ein Atem oder Wind über die Urwasser weht. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war.“

Hebräisch Tehom heißt das Urmeer hier, über dem Gottes Geist schwebt wie ein Vogel über seinem Nest. Dieser Geist, die Ruach, ist übrigens im Hebräischen feminin. Hörerinnen und Hörer im Alten Orient hörten hier anderes als wir. Sie kannten Geschichten vom Urdrachen, von der Chaosmacht Tiamat (das gleiche Wort wie Tehom), die einst von dem kämpfenden jungen Gott Marduk besiegt worden war.

Enuma Elish heißt der Schöpfungsmythos des alten Babylon, nach seinen ersten Worten „Als oben der Himmel noch nicht genannt war, als drunten die Erde noch nicht entstanden war – da gab es doch schon Apsu, den ersten, ihren Erzeuger, und die Schöpferin Tiamat, die sie alle gebar“. Oder, um die ersten Worte in wohlklingendem Akkadisch zu zitieren:

„enūma eliš lā nabû šamāmū šapliš ammatu šuma lā zakrat apsûm-ma rēštû zārûšun mummu tiamat muallidat gimrišun“

Apsu und Tiamat sind gewaltige Chaosmächte, zugleich die uranfänglichen Meere, ein unteres und ein oberes Meer, Süßwasser und Salzflut. In langsamer Reihe bringen sie die Götter hervor, bei denen wie bei den Menschen eine Generation auf die nächste folgt. Jedoch das bunte und laute lärmende Gewimmel der jungen Götter beginnt die Ureltern zu stören: sie wollen ihre Kinder wieder loswerden. Aber sie können sich nicht einigen, wie radikal das sozusagen geschehen soll. Aber nun ergreift die jüngere Generation der Götter die Initiative und lässt sich das gar nicht gefallen. Ea, Gott der großen Tiefe, erzeugt mit seiner Frau Marduk, den jungen, den starken Gott, den Kämpfer für die Götter. Aber die Götter sind launisch; das Geschehen geht mehrfach hin und her, und die Mächte des Chaos können sich mobilisieren. Ein Dämonenheer wird geschaffen. Hinter

allem steht Tiamat, das uranfängliche Chaos. Ein Gott nach dem anderen nimmt den Kampf auf, aber keiner kann es besiegen, wobei Tiamat in der Gestalt eines monströsen Drachen auftritt, größer als der ganze Kosmos. Tiamat und ihre Dämonen stehen gegen die Götter als Mächte der Ordnung und der sich entwickelnden Zukunft. Schließlich wird der junge und starke Marduk beauftragt, den Kampf aufzunehmen. Aber er hat eine Bedingung: Götterkönig will er werden, wenn er Tiamat und ihr Heer besiegen kann. Er demonstriert den Göttern seine Stärke, indem er Sternbilder am Himmel entstehen und wieder verschwinden lässt. Da willigen die Götter ein und erkennen ihn als ihren künftigen König an.

Nun kommt es zum gewaltigen Kampf, den Marduk in höchsteigener Person führt, mit archaischen Waffen, Pfeil und Bogen, der Keule, den Blitzen, dem Sturm und seinem Streitwagen. Er kann den Urdrachen besiegen, und spaltet ihren Leib, aus dessen zwei Hälften er Himmel und Erde schafft, wie wir sie kennen. Am Himmel setzt er die Sternbilder ein, und auch die Erde nimmt Gestalt an. Aber noch gibt es keine Menschen. Er bemächtigt sich der Schicksalstafeln, der geheimen Weltgesetze, die zuvor Kingu, sozusagen der Feldmarschall der Tiamat, besessen hatte. Babylon soll gegründet werden, Sitz der Götter und Hauptstadt der Welt. Aber wer soll die ganze Arbeit leisten? Wer die Gärten und Felder pflegen, und die eigentliche Bauarbeit tätigen? Die Götter brauchen Diener, und genau in dieser Funktion schaffen sie - die Menschen. Aus dem Blut des Dämonen Kingu schafft Marduk die Menschen, eine recht despektierliche Herkunft. Babylon kann gebaut werden, mit dem Esagila in der Mitte, dem legendären Stufenturm, den die Bibel als Turm von Babel kennt. Unter feierlichen Selbstverfluchungseiden, wenn sie ihm nicht die Treue hielten, setzen die Götter Marduk als ihren König ein. Das Epos endet mit langen Listen der Ehrennamen des Gottes, von denen manche von den Menschen, andere von den Göttern gebraucht werden.

Aus dem Leib einer Chaosgottheit schafft Marduk die Welt, die also immer bedroht bleibt vom Chaos, aus dessen Substanz sie geschaffen ist. Und die Menschen, was sind sie: nichts anderes als Sklaven der Götter, deren Leben Arbeit und Mühe ist.

Ganz anders, wir merken es sofort, nun der biblische Mythos im ersten Kapitel der Genesis: ein einziger Wille ruft hier mit seinem Wort in das Nichts, und das Licht entsteht, und die Tiere und Pflanzen, und die Welt und der Mensch. Mythen konkurrieren. Stammt die Welt aus einem Willen oder aus der Substanz des Chaos? Oder hat beides seine Wahrheit? Was ist der Mensch? Diener, Sklave der Götter, oder Ebenbild, Partner des einen Gottes, wie es die Bibel behauptet? Diese Mythen konkurrieren. Sie sind beide keine irgendwie naturwissenschaftlichen Aussagen über die Welt: sie sind Mythen, symbolische Geschichten von immensem Deutungspotential. Zugleich fragen sie uns, in was für einer Welt, in was für einem Kosmos wir uns beheimaten können.

Mythos vom Ursprung des Todes (Indonesien)

Einst waren Himmel und Erde noch dicht beieinander. Die ersten Menschen saßen auf der Erde, und der Himmel war zu Greifen nahe. Eines Tages kam ein Seil von Himmel herab. An dem Seil hing ein Stein, ein Felsbrocken. Die Menschen wussten damit nichts anzufangen, und wiesen den Stein empört und verärgert von sich. - An einem späteren Tag kam wieder ein Seil herab. Diesmal hing an ihm eine Banane. Gierig ergriffen die Menschen die Banane und aßen sie auf. Da ertönte aus dem Himmel eine Stimme: Ihr habe gewählt. Hättet ihr den Stein gewählt, wäre Euer Leben dauerhaft, stark, ewig geworden wie der Stein. Aber ihr habt die Banane gewählt. Darum nun ist euer Leben kurz vergänglich, verletzlich, weich, wie die Banane. Und seitdem war der Himmel nicht mehr dicht über den Menschen. Indonesischer Mythos.

Die eigentliche Entstehung der Welt, in der Himmel und Erde auseinanderrücken und einen Freiraum zur Entfaltung des Menschen schaffen, ist hier verbunden mit der Entstehung des Todes. Es gibt keinen Schöpfungsmythos – ausnahmslos – der den Tod nicht als erklärungsbedürftig und als Einbruch in die kosmische Ordnung empfindet. Oft ist es die Böswilligkeit eines Boten oder Mittlers, die dazu führen, dass den Menschen nicht das Leben, sondern der Tod zukommt. Manchmal ist es eine Art Unfall, ein Versehen, ein Unglück. Sehr oft ist es

eine falsch Wahl, wie hier in der erzählten Geschichte, oder auch in der Bibel, die dem Tod zu seiner Macht über die Menschen verhilft.

Schöpfungsmythen erzählen von Anfängen, aber auch von Brüchen. Allem Anfang wohnt eine Zauber inne, gewiss. Aber es ist ein Zauber mit Brüchen, und Misstöne mischen sich in den Chor der Sterne und Menschen. Aber jedes Ritual, jeder Jahreslauf, jeder Tagesrhythmus wiederholt die Schöpfung. Diese Schöpfung ist nicht, was einmal war, sondern was immer ist.

Vielen ist dieser Gedanke vielleicht aus dem Lied „Morning has broken like the first morning“ vertraut:

Morning has broken like the first morning

Blackbird has spoken like the first bird

Praise for the singing, praise for the morning

Praise for them springing fresh from the Word -

Sweet the rains new fall, sunlit from Heaven

Like the first dewfall on the first grass

Manche denken, das Lied wäre von Cat Stevens, der es Anfang der 1970er bekannt machte, aber es ist natürlich viel älter: 1931 hat es eine englische Autorin und Lyrikerin geschrieben, Eleanor Farjeon. Schöpfung ist hier Gegenwart: jeder Morgen weckt die Kräfte der Schöpfung. In archaischen Religionen wird das oft im Ritual ausgedrückt: der Ritus selbst inszeniert die Erneuerung der Welt.

Am Schluss hören wir noch einen letzten Gedanken. „Ich mache das Ende wie den Anfang, die letzten Dinge wie die ersten Dinge“, sagt Gott in einer urchristlichen Schrift, dem sogenannten Barnabasbrief. Das Ende knüpft an den Anfang an, nimmt ihn wieder auf.

Das Ende der Geschichte als Wiederherstellung – In Griechenland und Rom kannte man Geschichten von der Goldenen Zeit, aurea aetas. Einst in der Vergangenheit hatte es eine Goldene Zeit gegeben, in der die

Menschen glücklicher waren. Neid, Krieg, Gewalt, aber auch Luxus und Reichtum kannten sie noch nicht. Die Bäume und Pflanzen brachten ihre Erzeugnisse reichlich hervor, und die Mühe der Feldarbeit war noch nicht nötig. Die silberne Zeit brachte den Verfall, dann die bronzene, zuletzt die eiserne Zeit, die vom Klang der eisernen Waffen widerhallt. Die Sukzession der Metallzeitalter ist ein Dekadenmythos, Griechen wie Römer kannten ihn. Die Gegenwart wird hier ganz skeptisch gesehen. Aber er kann in den Gedanken einmünden, dass die Goldene Zeit, das Zeitalter der Sonne wiederkehrt.

Leicht zu missbrauchen war ein solcher Mythos. Alle Sonnenkönige der Geschichte von Augustus bis auf Ludwig XIV. haben das versucht, indem sie sich selbst als Bringer eines neuen goldenen Zeitalters der Sonne haben feiern lassen. Diese imperialen Ideologien haben nicht vorgehalten. Der Mythos hat aber auch an eine uralte Hoffnung und Überzeugung erinnert und hat sie immer wieder geweckt: dass die Schöpfung vielleicht nicht einfach vergangen ist, dass sie sich erneuern kann, dass sie die Energien des Anfangs wiederherstellen kann.

Dann wird neu aus dem uranfänglichen Gedanken der Funke, die Erinnerung, das Bewusstsein, welche Tag und Nacht schaffen. Das ist mythische Sprache, gewiss. Aber sie sagt, was anders nicht wirklich gesagt werden kann. Am Anfang, ehe der Himmel droben oder die Erde unten waren: ein Anfang, der sich nach der Überzeugung des Mythos immer wieder in die Routinen der Zivilisation einbringt.

Wir danken Ihnen für Ihr Interesse.

Literatur und Quellen: Marco Frenschkowski, Art. Schöpfung. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch der historischen und vergleichenden Erzählforschung. Bd. 12, Lief. 1, Berlin u. New York: de Gruyter 2005, 170-180; ders., Art. Theogonie. In: ebd. Bd. 13 (2010), 479-483 (dort jeweils ausführliche Literaturangaben).

© Prof. Dr. Marco Frenschkowski 2015

marco.frenschkowski@uni-leipzig.de